

**rowohlt** repertoire

Leseprobe aus:

Maryse Holder

Ich atme mit dem Herzen

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de/repertoire](http://www.rowohlt.de/repertoire)

# Einleitung

Diese Briefe sind der Bericht einer Frau, die ihrem Tod entgegenging, einem Tod, der nicht nur einfach über sie hereinbrach, sondern auch von ihr provoziert wurde. Das erste, was ich von der Verfasserin hörte, war, daß es sich um eine junge amerikanische Schriftstellerin handelte, die in Mexiko umgebracht worden war. Und daß ihre Freunde versuchten, ihre Briefe zu veröffentlichen. Freunde von mir, die wiederum mit Freunden von ihr befreundet waren – eine Schar Getreuer, die sich um die einzige Sache, die sie hinterlassen hatte, das einzige Dokument ihres Lebens, seine Erklärung versammelt hatten –, baten mich es zu lesen. Ich war so gefesselt davon, daß ich nicht ablehnen konnte. Und ich fand eine Schwester, eine Abenteuerin, eine Verrückte, so kühn wie ein früher Henry Miller, so selbstzerstörerisch wie Janis, die Stimme Genets in einer Frau, die ein unverfälschtes Amerikanisch sprach – das Amerikanisch, das wir im Umgang mit unsren Freunden benutzen: völlig ungezwungen, knallhart und schnoddrig – eine Stimme, die mir seit Jahren im Kopf herumgeht, auf die ich gelegentlich auch in meinen privaten Briefwechseln stoße, die ich aber noch nie gedruckt sah. Seit Frauen ihr neues Bewußtsein formulieren, habe ich noch nie eine so authentische Stimme gehört, eine Stimme, die so vollkommen in Sprache umgesetzt wurde, wie die Stimme von Maryse.

Aber das war auch die Tragödie. Die Frau, der diese Stimme gehörte, das dahinterstehende Bewußtsein – das Bewußtsein einer Amerikanerin, die die beste Erziehung genossen hatte, die literarisch gebildet und Literatur sogar schon unterrichtet hatte, eine lesene Kritikerin – ist auch eine Frau, die nicht nur einmal, sondern auch noch ein zweites Mal (Teil I und Teil II beschreiben zwei verschiedene Reisen) nach Mexiko gefahren war, um sich

dort von immer jüngeren Typen, Rumtreibern und Gigolos auflesen, anmachen, «umlegen» und reinlegen zu lassen. Langsam, aber sicher zerstörten sie ihre ganze Persönlichkeit, ihre Selbstsicherheit, ihr Selbstvertrauen und sogar ihre Selbstachtung. Bis sie dann anscheinend einer von ihnen schließlich umbrachte. Ihre Stimme zum Schweigen brachte, ihr Bewußtsein auslöschte.

Es ist immer dasselbe. Das Schicksal einer Frau. Maryse Holders Fall ist vielleicht extrem, aber dafür um so deutlicher. Wir sind alle so konditioniert, daß wir uns selbst zerstören und vernichten wollen. Wir setzen alles, was wir aus unsrern geringen Möglichkeiten gemacht haben, unsere ganzen Bemühungen aufs Spiel – und zur Hölle damit. Angeblich weil A. nicht anruft, oder B. sich nichts aus uns macht, oder C. uns verläßt. In Wirklichkeit jedoch, weil man das von uns erwartet; die Welt, unsere Geschichte, unsere kollektive Vergangenheit zwingen uns, auch das bißchen Freiheit, das wir errungen haben, aufzugeben. Ein Terrain, das wir abgesteckt und beansprucht hatten. Sogar mit rhetorischem Aufwand. Weil wir wußten, daß es eine völlig illegale Sache war. Nicht den Regeln entsprach, Regeln, die wir schließlich nur zu gut kannten.

Frauen konnten ihr nicht viel weiterhelfen, es war noch zu früh. Sie sah sich also ohne Verbündete einer Macht gegenüber, die sie als sexuelles Verlangen, als heterosexuellen Flirt, als Amour betrachtete. Sie unterschätzte diese Macht jedoch, unterschätzte ihre Tücke. Sie glaubte, sie können kommen und gehen, wie es ihr paßte. Könnte damit herumexperimentieren.

Statt dessen wurde sie von ihr zerstört; kein pseudo-archeologisches Blutopfer wie Lawrence, sondern brutale mexikanische Großstadtkugend, eine typisch weibliche Neurose wegen ihres Aussehens, Tausende von geplatzten Rendezvous, Alkohol, Abenteuer, die nicht länger als eine Nacht dauerten, idiotisches, verzweifeltes Händeringen, weil sich irgendwelche Versprechungen und Anrufe nicht realisierten, führten zu ihrem Untergang. Sie «kriegten» sie auf eine so banale Art und Weise dran. Ließen sie völlig nackt und hilflos zurück, nichts weiter als ein Teenager, der auf den Anruf seines boyfriends wartet, gealtert, alkoholsüchtig, ohne Zufluchtmöglichkeiten. Außer Edith.

Die unbesungene Heldin dieses Martyriums, seine Zeugin. Edith. Eine Freundin. Wir wissen kaum etwas über sie. Außer das, was Maryse ihr schreiben konnte. Und es gab nichts, das sie ihr nicht anvertrauen konnte. Edith «begreift», berät, stimmt zu, hört

sich alles an. Das weibliche Alter Ego, das alles versteht, alles ver-  
gibt, eine Freundin, von der jede Frau träumt, ein offenes Ohr.  
Und in dieses Ohr ergoß sich ein Leben. Wie schade, denke ich, als  
ich Maryses Briefe lese, daß die Vertraute nicht auch die Geliebte  
sein konnte; die Liebhaber, die sie beschreibt, sind so unwürdige  
Vertraute. So gefühllos. Sie verhalten sich eher wie Feinde; der  
Exotik, die ein Miguel, Luis, Andrés, etc. ausstrahlten, opferte sie,  
ohne zu zögern, ihren amerikanischen Freund Stan. Und Frauen  
scheinen nicht in Frage zu kommen, es fällt ihr leichter, oder zu-  
mindest hat sie weniger Angst davor, der männlichen Gleichgültig-  
keit das Genick zu brechen, als dieses Tabu zu verletzen. Edith  
bleibt also eine Freundin, die einzige, die bei ihr bleibt, als alle an-  
dern die Verzweifelte, in deren Bewußtsein wir leben – eine be-  
drückend ausweglose, gnadenlose und überwältigende Erfahrung –  
im Stich lassen. Und als es dann erlosch, lebte ihr Geist in Edith  
weiter.

Als sie endgültig besiegt worden war und den Kampf aufgegeben  
hatte. Maryse war eher das Opfer eines Mords als eines Totschlags.  
Eine Drohung wurde beseitigt. Ein Rebell durch das Schwert hin-  
gerichtet. Zum Schweigen gebracht. «Sie können noch so sanfte  
und sensible Liebhaber sein, sie sind trotzdem Mörder. Körperlich  
tun sie einem zwar nicht weh, aber sie spielen Katz und Maus mit  
den Gefühlen. Sie rauben einem das Herz und die Unabhängigkeit.» Sie unterschätzt jedoch immer noch das Ganze. Auf den er-  
sten Seiten begegnet man einer sorglosen Maryse, die Bemerkun-  
gen macht wie «Sex mit Männern ist irgendwie, wie soll ich sagen,  
unpersönlich». Maryse, die alles weiß, die mit allen Wassern gewa-  
schen ist.

Sie hatte sogar ihre feministische Phase gehabt, hatte der New  
Yorker Frauenbewegung angehört. Eine Bewußtseinserweiterung.  
Gerade genug, um ihr eine Vorstellung, ein Vokabular für ihre Re-  
bellion zu vermitteln. Jedoch nicht genug, um ein Schutz zu sein.  
Aber genug, um einen unbändigen Freiheitsdrang in ihr zu erwe-  
cken, sie äußerst verletzlich zu machen, was ihre Erwartungen be-  
traf. Erwartungen der Welt und dem eigenen Ich gegenüber. Sie  
konnte sich in einem Ort wie Oaxaca niederlassen und es wagen,  
zu tun und zu lassen, was sie wollte. Zu tanzen, als ob ihr Leben  
davon abhinge (der Tanz, eine Metapher für Leben, für Leben als  
ästhetische Erfahrung, als Wagnis), die dominierende Rolle in der  
Liebe zu spielen, sich in der Öffentlichkeit durchzusetzen, offen

zu sein. All die Privilegien der Männer zu genießen. Völlig ungestraft, als ob es dort erlaubt wäre. Sie hatte auch ihre Sprache im Griff, konnte Mexiko mit einem unbestechlichen Auge analysieren, seinen männlichen Chauvinismus, die verhängnisvolle indianische Feindseligkeit den Frauen gegenüber anprangern, die geduldig und gefährlich hinter der spanischen Arroganz und Herablassung lauerte. So gefährlich das alles sein mag, so gefährlich macho es ist – in Ländern wie Mexiko gibt es noch andere Kräfte, die weitaus unerbittlicher sind, ein Patriarchat, jünger und vielleicht noch stärker als das in Europa. Ursprünglicher, weniger abgeschliffen, gegenwärtiger, virulenter. Noch unmittelbarer mit dem Untergang des Matriarchats verbunden, als die schrecklichen Rituale der Inkas an die Stelle einer weiblichen Gottheit traten, der unverhohlene Haß den Frauen gegenüber durchbrach, die offene Arroganz, die D. H. Lawrence in *Die Gefiederte Schlange* verherrlichte.

Wie in Lawrences *Die Frau, die davonritt*, ging auch Maryses Rechnung nicht auf. Als ob die ganze Ära des Kolonialismus, des Gringo-Kolonialismus, wie des mexikanischen Kolonialismus rückgängig gemacht, einfach von der Bildfläche gezaubert werden könnte, nur weil eine Amerikanerin ihre eigene Freiheit beanspruchte. Eine Daisy Miller Story. Und was die unglaubliche Unterdrückung der mexikanischen Frauen betrifft, die Gringa-Pionierin wird sie schon transzendentieren. Warum sollte sie die Konsequenzen tragen? Ja, warum eigentlich? LeRoi Jones und viele andere Schriftsteller der Dritten Welt lassen sie jedoch auf dem *Dutchman* und auf der Schuld, die die Weißen auf sich geladen haben, sitzen. Weil es einfacher ist, als die Sache mit Onkel Charlie selbst auszutragen. Auch die Unterdrückten suchen sich die schwachen Stellen aus. Und die weiße Frau, obwohl sie, objektiv gesehen, weniger schuldig ist, machte ihr eigener, untergeordneter Status empfänglicher für Gefühle der Schuld, der Sympathie und Solidarität. Maryse, die sich dem Machismo mexikanischer Jugendlichen unterwirft, leistet eine Art «Wiedergutmachung». Sie glaubt auch, sie hätte eine Chance. Glaubt, sie könnte die Verkrüppelung und Unterdrückung dieser Jugendlichen mit ihrer eigenen vergleichen. Eine Illusion, die sich keine Sekunde aufrechterhalten läßt. Sie hatte nicht mit deren Eitelkeit gerechnet. Sie wissen, daß sie ihr auf Grund ihres Geschlechts überlegen sind. Eine Hierarchie, die älter ist als Rassismus, älter als Kolonialismus, älter

als Kapitalismus. «Das tiefe, körperliche Verlangen, das zu diesem schäbigen Zwischenspiel führte, war äußerst lustvoll.» Sie produziert sich. Prahlt, jung, verliebt in Land und Leute, möchte die zu Hause Gebliebenen beeindrucken.

Eine schöne Frau, sagen ihre Freunde, ihre Schönheit hatte jedoch einen Makel, die Folge einer Mastoiditis und einer Operation, die die Funktion der betroffenen Narben wiederherstellen sollte – ein Makel, der sie verfolgte, wie sie auch ihre Kindheit in Frankreich verfolgte, die Jahre auf der Flucht vor den Nazis, das Trauma, als Siebenjährige in einem neuen Land eine neue Sprache lernen zu müssen. Vor allem aber war es jedoch dieser kaum sichtbare Makel. Andere meinten, er hätte ihrem Gesicht etwas Charmantes, Liebenswertes verliehen und ihr Lächeln noch anziehender gemacht. Für sie, die erbarmungsloseste Kritikerin ihrer selbst, bedeutete er jedoch endlose Qualen, eine Obsession, die sie hilflos und verletzlich machte, ihr Fall ist ein Paradebeispiel für die allgemeine Unsicherheit der Frauen, was ihr Aussehen, ihren Wert in den Augen der Öffentlichkeit betrifft. Und in Mexiko prallte Maryse immer wieder gegen eine grausame, restriktive Moral – wie ein Vogel gegen eine Fensterscheibe.

Sie tut, was sie kann. Beschreibt die braunen Augen eines Jungen als «ein Klischee, das Symbolcharakter annimmt», ist schnoddrig, ein echter Yankee, zeitgenössisch. Aber unterschwellig zeichnet sich das Abdriften in eine Depression ab (vor allem, nachdem sie ihren Job an der Universität verloren hatte, eine Enttäuschung, die sie nie völlig überwand), mit den Stationen Mexiko, Alkohol und Verzweiflung. Trotz ihrer Hoffnungen, ihrer Anstrengungen, sich als Marathonschwimmer und Marathontänzer zu profilieren, ihrer Anmachtouren, ihrer Abenteuer für eine Nacht, ihrer hoffnungslosen Strohfeuer. Und weil sie sich immer verliebt, verliert sie auch immer, Gewinner sind die, die am gleichgültigsten sind, so lautet die Spielregel. Lieben bedeutet verlieren. Es ist ein Spiel. Wie Krieg. Wie beim Glücksspiel oder beim business darf man keine schwachen Stellen zeigen. Sie schafft es nie. Selbst wenn sie mit ihren Eroberungen prahlt, ist ihr Fall schon eine ausgemachte Sache. In diesem Spiel dürfen Frauen nicht gewinnen, es verstößt schon gegen die Regeln, es zu spielen. Anständigkeit, alle *nova*-Attribute (Verlobte, Braut), proper und behütet zu sein – all das bleibt außerhalb ihrer Reichweite. Sie wird als amoralisch betrachtet

und ist deshalb vogelfrei. Sie wird zum Paria, zur leichten Beute.

Wie meisterhaft sie es jedoch beschreibt. Man denkt an Jean Rhys – und Maryse, bewußt und belesen wie sie ist, vergleicht sich ebenfalls mit Rhys, es gibt jedoch auch Unterschiede. Maryses Spontaneität ist zeitgenössischer, Erfahrung wird so direkt vermittelt, wie selten in Literatur. Als ob sie sich mit einem Freund unterhalten würde, eine Konversation führen würde.

Wir waren in den Bäumen. So kühl und luftig. In diesem andern Element glichen wir Vögeln bei Nacht. Er hatte jedoch keine Ahnung von der Existenz meiner Klit, und glaub mir, das ganze Vorspiel hindurch brachten ihn beinahe schon sein eigenes Schmachten und seine eigene Großzügigkeit zum Stöhnen. Ich weigerte mich, seine Gleichgültigkeit meinen Brüsten gegenüber zu akzeptieren und er seufzte schließlich «okay» und saugte lustlos an einer Brustwarze. Er hatte keine Verhütungsmittel. Ich hatte welche, log aber. Was soll's, dachte ich schließlich – meine Möse ist feucht und sein Schwanz ist steif – irgendwas würde schon dabei herausspringen, und stand auf, um meinen Schaum zu holen. «Verdammst noch mal» brummte er, verärgert darüber, daß er immer noch nicht zum Zuge kam (er wußte nicht, warum ich aufgestanden war). Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. «Ja, verdammst noch mal», sagte ich und haute ab.

Maryse fällt es immer wie Schuppen von den Augen. Das ist das große Paradox ihrer Briefe, ihres Abenteuers, ihrer Zwischenstellung. Obwohl sie sich vollkommen ihrer Lage bewußt ist, sie ganz und gar versteht, läßt sie trotzdem nicht von ihrem selbstzerstörischen Kurs ab. Wir sind Zeugen, wie sich jemand systematisch ruiniert. Mit vollem Bewußtsein und klarem analytischen Verstand. Und das ist schließlich auch das Eindrucksvollste an diesem Buch. Dieses machtvolle Verständnis. Auch wenn der Zerfall nicht aufzuhalten ist. Dieser Mut, ihn zu beschreiben, alle Tricks und Fallen zu erkennen.

Und diese unersättliche, romantische Abenteuerlust. Eine Art existentieller Heißhunger auf jeden Happen Leben, jede kleinste sinnliche Wahrnehmung. Sex, endloses Verlangen. «Der einzige Kontakt, den wir haben, kommt durch sexuelles Verlangen zu stande. Was, außer dem Gefühl sexuell angetörnt und lebendig zu sein, macht das Leben lebenswert.» Sie ist in allem Hedonist. Alkohol, Sprache, Hotelzimmer, Essen (ihre glänzende philosophi-

sche Abhandlung über eine Heferolle), der Sand und das Meer und Mexikos Schönheit, Schmutz, Überdruß, stampfende Discomusik – und immer das Tanzen. Sex und Tanzen: nur wenige Frauen (obwohl wir so viel wissen, halten wir uns immer zurück) haben so direkt und offen über Sex geschrieben, und was das Tanzen betrifft – man vernachlässt seltsamerweise immer dieses Vorspiel, Kunstform und Nebenprodukt der Sexualität, wie z. B. die Aktdarstellungen – habe ich nichts gelesen, das sich mit ihr vergleichen könnte. Und für diese Ausdrucksform gibt Maryse beinahe ihr Leben hin: «Tanzen ist Meditation, Masturbation, man vögelte sich selbst dabei.» Eine tranceartige Ekstase: «Irgendwann fing ich an zu fliegen und ich flog auch tatsächlich ... Ich hatte die Geschwindigkeit gesteigert, wurde schneller und schneller, bis ich mich vom Boden abhob. Genau wie bei Castaneda. Ob es wohl jemand gesehen hat? Ich hatte das Gefühl der Schwerelosigkeit, als ob ich den Boden nicht mehr mit meinen Füßen berührte – ich hatte meine Geschwindigkeit so hoch geschraubt und mich rhythmisch so beschleunigt, daß ich für einen langen Augenblick flog ...»

Das entsprach ihrer Vorstellung vom Leben, diese Leidenschaftlichkeit, dieser Enthusiasmus, diese Beschleunigung. Sie war sechsdreißig, als sie mit einem stumpfen Gegenstand erschlagen wurde. Eine Stimme, die für immer verstummt.

*Kate Millett  
November 1978*

# Erster Teil

Liebe E.,

Wollte dir in einer überschwänglichen Sexepistel mit poetisch-epistemologischen Einschüben meine Wiedergeburt im Krater der Zivilisation schildern, aber dann bumste ich mit ihm heute nachmittag und es war fürchterlich banal, was dir ja schon immer klar war. Ich finde es unfaßbar, daß sie nur darauf aus sind, eine Frau nach der andern abzuschleppen und dann dieses ständige «pleeeeeze», um ihn reinstecken zu dürfen. Trotzdem wurde ich schwach. Er gab vor, eingeschnappt zu sein (würde mich fallenlassen, wenn ich mich nicht endlich rumkriegen ließe) und er war besser, als ich mit meinem «wenn dir was an mir liegt, dann warte bis morgen» kam. Was fürn Theater! Sein Atem hatte etwas Metallisches an sich und ich hatte Darmol-bedingten Dünnschiß. So mies das Ganze. In einem alten Betonschwimmbecken, irgendwo in einer abfallübersäten Hügellandschaft. War neugierig auf seinen Schwanz, da er ungefähr meine Größe hatte, aber zartgliedriger war. Hübscher Schwanz, dick und zeton tec (?) farben – ein rotbraunes Vulkangestein, das man überall in Mexiko findet. Und so sind auch seine vollen Lippen. Er sagte, ich möchte dich auslecken, knabberte aber nur an meinem Kinn, steckte seine Zunge andeutungsweise in mein Ohr, fummelte und kratzte an meiner Möse rum und versuchte sich durch eine Seitenöffnung reinzuschlängeln, der Schlingel, meinte, ich hätte einen Schnurrbart und küßte, oder vielmehr küßte mich nicht, mit geschlossenem Mund, la, la. Du mußt dir einen mürrischen Zwanzigjährigen vorstellen, er spricht Englisch und etwas Französisch, hat einen gemeinen, aggressiven Zug um den Mund, irgendwie chinesische Backenknochen und Augen, und er ist gelangweilt und bitter und übt sich offensichtlich als Gigolo. Ich hatte das Bedürfnis, mir das Ganze etwas anzuschauen – Purpurlippen erwecken immer mein Entzücken. Wollte, daß er mich fummelte und daß er in Gedanken an die *nachas* stöhnte. Aber er war so mies. Sex mit Männern ist irgendwie, wie soll ich sagen, unpersönlich. Das tiefe körperliche Verlangen, das zu diesem schäbigen Zwischenspiel führte, war äußerst lustvoll. Das Gefühl, wenn sich der Körper wiederbelebt, das Innere wie mit einer Schnur zusammengezogen wird, die Vagina pulsiert. Und auch der Kopf – Eidechsen auf der Wand, die für ihn oder Mexiko stehen. Unerwartete Kontraktionen. Fertig, aus. Außerdem geht es mir schlecht, schlecht, schlecht. Tanzte mir vor zwei Tagen in einer ganz tollen Disco die Hacken ab, schwamm, bis mir die Arme ab-

fielen, verpuffte alle meine Energien und schlief drei Stunden und WUMM! Bin nun ein sich maßlos langweilender Krüppel. In dieser verheerenden körperlichen Verfassung wurde ich dann natürlich gebumst. Igitt!

Am Strand im Liegestuhl unter einem Sonnenschirm aus Palmwedeln, Blick auf die Bay und die schlaftrigen Boote. Die Sonne geht gerade unter. Lebe pittoresk primitiv. Eimer mit kaltem Wasserersetzen mir das Bad. Meine Wäsche wasche ich in einem großen abgeschrägten Spülstein auf dem Patio, wo es außerdem noch eine Hängematte und eine Hibiskuslaube gibt, von der üppige Blüten auf den Boden plumpsen. Es treiben sich hier jede Menge exilierter Anglos herum, die sich gelangweilter Verzweiflung hingeben, die chic und zweifellos auch authentisch ist. Jedermann weiß, daß man die Gauguin-Masche nicht mehr durchziehen kann, daß sie im Grunde nur die Konkurrenz in den Staaten scheuen. Und das, was man hier abschleppt, scheint nicht so unerschöpflich wie die Kokosnüsse zu sein, die man mit einer Machete öffnet, wenn sie grün sind, weil sie dann noch Milch haben und wegwirft, wenn man sie ausgetrunken hat. Das Essen ist scheußlich hier. Fisch, Bananen, Papayas, Kokosnüsse, etc. und den Scheißkram gibt es keineswegs geschenkt. Wie in vielen Touristenstädten wird man durch billige Hotels angelockt, und dann bekommt man diesen teuern Fraß vorgesetzt.

Die Typen fummeln sich hier dauernd an den Eiern rum, eine abstoßende Sitte. Alle spucken, ich eingeschlossen, obwohl ich nur ein oder zwei junge Mädchen spucken sah. Die Mexikanerinnen verpassen keine Gelegenheit, den Basketballspielern zuzuschauen, und ich verpasse keine Gelegenheit, ihnen zuzuschauen. Es ist auch die einzige Möglichkeit, von ihnen und ihrer Kultur einen Blick zu erhaschen. Sie sind natürlich nicht wie die Typen auf der internationalen Flippscene. Sie sind so nett, daß sie auch den ausländischen Fotzen gegenüber nett sind. Man fragt sich, ob sie sich jemals nach etwas unbekannterem Glamour verzehrten. Die Typen sind College-Abgänger, einige zumindest, und haben den Discodreh raus. Die Frauen tanzen Rumba auf dem Rathausplatz.

Kann nicht mehr weiterschreiben. Bis bald.

M.

Liebe E.,

Meine abgeneigte Leserin – wie gut, daß du nicht protestieren kannst. Mein erster Brief kam wohl nie an, ich hatte ihn nämlich J/A anvertraut, dem Möchte-gern-sich-einschleichen-und-absahnen-Gigolo. Fühle mich geschmeichelt, daß er die zwei Pesos einsteckte, falls er es tat, und sich daranmachte, den Brief mit seinem Analphabetentum anzugehen, eine Arbeit von Jahren.

Was kann ich dir schon berichten? Die scene hier ist ständig in der Schwebe. Die Neuen treten zyklisch auf und erzählen uns, wie es letztes Jahr war. Über Arthur zirkulieren vage Gerüchte. Edith, wir müssen hier gemeinsam auftreten und uns sofort zum Mythos hochstilisieren. Ich armes Ding jage nur Gesundheit und Schönheit nach. Nur gelegentlich starre ich die einheimischen vulgarios an. Fest steht: es ist gar nicht so einfach, seinen Arsch und seine Titten den Amazonas hinunter zu Markte zu tragen. Als Frau (ich Ärmste bin leider nur eine Frau) und dazu noch gestrandet, muß man auch wirklich damit hausieren gehen. Natürlich ist man immer nur ein Stück Fleisch auf dem Fleischmarkt, man kann noch so hart im Nehmen sein, und noch so ausgedehnte menschliche Kontakte gehabt haben. Früher, als ich noch nicht gestrandet war, dachte ich ganz ernsthaft daran, mich irgendeinem älteren Amerikaner unterzuschieben. Meine Skrupellosigkeit verblüffte mich selbst.

Sehr viel später. Leider. Ich nehme an, du hast meinen ersten Brief bekommen – J/A versicherte mir, er hätte ihn abgeschickt. Ach, liebste Freundin, die Lust hat viele Phasen und die «vorher» sind literarisch immer die interessantesten ... Er bumste mich also, und es blieb mir nur noch übrig, wütend abzuhauen und dabei ein paar Beleidigungen fallenzulassen, daß er ein beschissener Liebhaber sei, was auch seine Wirkung hatte. Tagelang hatten wir uns mit diesem Katz- und Mausspiel gequält. Und bis gestern konnte ich die selbstgerechte Haltung eines alten Schwulen einnehmen, der dem jungen Stricher, nach dem es ihn gelüstet, moralisch haushoch überlegen ist.

J/A ist nicht zu unterbieten. Er ist halb spanisch, halb indianisch und von tiefbrauner Hautfarbe. Kürzlich inspizierten wir unsere Gringo-Sonnenbrände – ich, Stan und George, ein angenehmer, Aljoscha-hafter Typ aus Alaska, der sich uns angeschlossen hat. J/A machte sich über uns lustig, worauf ich sagte, rot wäre wunderschön, er hätte die falsche Farbe, gelb nämlich, und in der untergehenden Sonne sah er plötzlich auch ganz gelb aus. Offensicht-